

»Isch das iez s Nötigscht?«, fragten nicht wenige, als vor fünfzig Jahren in der »Urdemokratie« Schweiz die Männer den Frauen – endlich! – das Stimmrecht gewährten. Janu, hieß es an manchen Stammtischen, ändern wird sich wohl nicht viel. Und nun? War's nötig, und hat sich was geändert? Die beiden Journalistinnen Rita Jost und Heidi Kronenberg haben über dreißig Autorinnen, Kolumnistinnen und Historikerinnen zwischen dreißig und achtzig gebeten, ihren Alltag in Bezug auf das Frauenstimmrecht und das Frausein heute zu erforschen – und zu formulieren, was sie erleben, was sie ärgert, freut, herausfordert und anspornt. Entstanden ist eine wilde Mischung aus Texten zum Anstoßen, Anstoßen auf eine (späte) Errungenschaft, aber auch Anstoß geben, weiter Ungenügendes anzupacken. Denn in der Küche brodeln und gärt es nach wie vor.

Eine Anthologie mit Hirn, Witz und Biss mit Illustrationen von Nora Ryser. Ein Buch nicht nur für Frauen, zu einem Jubiläum, das sicher kein Grund zum satten Ausruhen ist.



Gruß aus der Küche

Texte zum Frauenstimmrecht

Herausgegeben von
Rita Jost und Heidi Kronenberg

Illustrationen von Nora Ryser

Rotpunktverlag.

Der Rotpunktverlag wird vom Bundesamt für Kultur
mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2020
unterstützt.

© 2020 Rotpunktverlag, Zürich
www.rotpunktverlag.ch

Illustrationen und Umschlag: Nora Ryser
Satz: Patrizia Grab
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-85869-887-2
1. Auflage 2020

hausgemacht	114
55 Sei mutiger! Lass dir nicht alles nehmen! NINA ROSE	
59 LM-19686 Mütze (Damen) CHRISTINE LOHME	
101 Im Hemdstrahl ERYKAS FAUCHARD	
111 Mittelrand ANJA CONEELY	8 Vorwort
neuschaffen	
113 John Theses NICOLE ALBERTAUS	
116 Nicaragua bei der Revolution GREGOR GÖTTSCHEW	
131 Mais en blanc	
132 Lie, Ironie und Komplexität ELISABETH JONAS	
138 Eigenständige Frauenzeitschriften dank Stimmgabeln	
141 Kampf FRANKA RÖGGERL - FRANKA RÖGGERL	
144 Zum Beispiel Soliman: BAWA ROSSIG	
147 Wie sag ich's meinen Kindern? ANJA CONEELY	
151 ansprechen	
152 Einem Schrape auf das Frauenzimmer ANNE KREMER	
153 Die Pionierinnen motivieren die Arbeiterinnen ANNE KREMER	
171 Barbara Maritz FRANKA RÖGGERL	
172 Chaplin, Frau Gisel Trugl REGULA BÜHRER FÜRER	
173 Spät-Sommer 1999 ANNETTE WALTER	
181 Schillernde Hübe - Schernde Scherle ANNE KREMER	
182 So wichtig war's nicht stimmen zu dürfen SUZAN BOOS	
183 Sehr geehrte Frau Präsidentin KEVIN KEAL	
184 ARIANE VON GABRIELIEN: WISSEN UND WISSEN ANNE KREMER	
185 Grit in die Küche IRENA BRINK	
186 Die Beteiligten	

Inhalt

8 Vorwort

amuse gueule

13 Nicaragua hets vor üs gha STEFANIE GROB

mise en place

20 List, Ironie und Kampfeslust ELISABETH JORIS

28 Eigenständige Frauengeschichte dank Stimmrechts-
kampf FRANZISKA ROGGER

35 Zum Beispiel Solothurn SARAH PROBST

42 Wie sag ich's meinen Enkelinnen? LOTTA SUTER

anstoßen

50 Einen Schnaps auf das Frauenstimmrecht
SILVIA BINGGELI

56 Die Pionierinnen motivieren bis heute
BARBARA MARTI

60 Chapeau, Frau Gisler Truog!
REGULA BÜHRER FECKER

62 Späth-Sommer 1959 ANGELIKA WALDIS

abschrecken

70 So witzig war's, nicht stimmen zu dürfen
SUSAN BOOS

80 Sehr geehrte Frau Präsidentin
ARIANE VON GRAFFENRIED

86 Gruß in die Küche IRENA BREŽNÁ

hausgemacht

92 Sei mutiger! Lass dir nicht alles bieten! NINA KUNZ

99 LM-176618 Mütze (Damen) CHRISTINE LORIOI

103 Im Hamsterrad ESTHER PAUCHARD

111 Mutterland ANJA CONZETT

auftischen

120 Zehn Thesen NICOLE ALTHAUS

126 Frauenquote – nicht streiten, einführen!
FABIENNE AMLINGER

133 Herzwärts kämpfen LAAVANJA SINNADURAI

garen

142 Vergangene Zukunft LAURA DE WECK

145 Girls like Girls ANNA ROSENWASSER

151 Lasst uns daran glauben! GISELA FEUZ

155 Das Vergessen und das Erinnern YAEL INOKAI

einkassieren

168 Wir Frauen sind Hausfrauen
SIMONA ISLER UND ANJA PETER

172 Frauenstimmrecht und Wirtschaft MONIKA BÜTLER

179 Meistens anderswo INA PRAETORIUS

nachreifen

186 Schillernde Erbschaft – Judith Shakespeare
ELISABETH BRONFEN

194 Viel vor FATIMA MOUMOUNI

201 Zora IREN MEIER

206 Königin des Friedens PATTI BASLER

214 Die Beteiligten

Schillernde Erbschaft – Judith Shakespeare

ELISABETH BRONFEN

In ihrer Streitschrift *Ein Zimmer für sich allein* entwirft Virginia Woolf eine bestrickende historische Spekulation: Was, wenn Shakespeare eine ebenso begabte Schwester mit dem Namen Judith gehabt hätte? Welche Aussicht hätte sie gehabt, Dramen wie seine zu schreiben? Die Bedingungen wären ungünstig gewesen. Im Gegensatz zu ihm hätte sie im England der frühen Neuzeit nicht auf die Schule gehen dürfen. Sie hätte nur dann Bücher gelesen, wenn niemand ihre Mitarbeit im Haushalt benötigte. Nur heimlich hätte sie auf dem Dachboden ihre Verse aufs Papier gebracht, immer darauf bedacht, dass niemand diese findet. Noch vor ihrem siebzehnten Lebensjahr hätte man sie mit einem betuchten Nachbarssohn verloben wollen. Und so wäre sie eines Nachts von zu Hause weggelaufen. Doch in London hätte sie als Schauspielerin nicht arbeiten dürfen, hätte nicht wie ihr Bruder auf der Theaterbühne ihr dramatisches Geschick entwickeln können. Nur als Geliebte eines gutmütigen Bühnenleiters hätte sie dort überlebt, um sich schließlich mit ihrem ungeborenen Kind im Leib in einer Winternacht das Leben zu nehmen.

Bei diesem erschütternden Bild eines vergeudeten Lebens belässt es Woolf allerdings nicht. Am Ende ihrer Gedanken über die Umstände, die es einer Frau erlauben

würden, als Schriftstellerin erfolgreich zu sein, kommt sie nochmals auf Judith Shakespeare zu sprechen. Diese Dichterin, die, ohne ein einziges Wort veröffentlicht zu haben, verschollen ist, lebt weiter – als eine anhaltende Präsenz. Sie könnte Gestalt annehmen, benötigt sie doch lediglich eine ihr günstige Gelegenheit, um in Erscheinung zu treten. Dafür aber müssen wir Nachgeborenen, die bessere Lebensbedingungen haben, uns sowohl von kränkenden Vorurteilen wie auch einschränkenden Erwartungen emotional lösen. Mit unserem Denken, unserem Schreiben könnten wir dieser Figur einer reinen Potenzialität eine Bühne bereiten, auf der sie sich endlich ihren Fähigkeiten entsprechend verwirklichen könnte. In der Überzeugung, sie würde kommen, wenn wir für sie arbeiten, zeigt Woolf sich zuversichtlich. Doch die Herausforderung, vor die sie uns stellt, enthält auch eine Mahnung. So wir diese Arbeit nicht leisten, wird die über viele Jahrhunderte verhinderte Realisierung weiblicher Kreativität nicht möglich werden.

Nicht nur obgleich sich die Situationen von schöpferisch tätigen Frauen heute verbessert hat, sondern vielleicht sogar eben deshalb trifft diese spekulative Anekdote heute noch zu. Sie lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Verantwortung, die wir gegenüber einer Vergangenheit haben, die in unsere Gegenwart hineinwirkt und dort ihre Spuren auslegt. Sie behauptet aber auch, so wir diese Aufgabe nicht ernst nehmen, sei ein Fortleben all jener Errungenschaften, an denen wir teilhaben, nicht gegeben. Ein Blick in die Annalen der weiblichen Geschichte zeigt, es hat seit der Antike immer Kreise von gelehrten Frauen, von Künstlerinnen und politischen Aktivistinnen gegeben. Weil aber diese Verbindungen nicht tradiert wurden, bleibt es eine bruch-

stückhafte und prekäre Historie. Allzu leicht verschwinden die mutigen und schöpferischen Frauen der Vergangenheit wieder aus unserem Bewusstsein. Ihre Errungenschaften werden schnell vergessen, und so muss jede nachkommende Generation von vorne beginnen. In dem von Woolf angebotenen Gedankenspiel sind Erinnerungen an Verhinderungen und Fantasien der Ermöglichung unweigerlich verschränkt.

Für ein feministisches Verständnis der Jetztzeit lassen sich daraus zwei Punkte festhalten. Die kreative gedankliche Freiheit, die Woolf vorschwebt, muss sich auch weiterhin mit dem schillernden Verhältnis zwischen der Frau als Objekt der Beschreibung und dem weiblichen Subjekt als Autorin ihrer Geschichte auseinandersetzen. Wir können ebenso wenig alle misogynen Denkbilder unseres kulturellen Imaginären verwerfen wie diese unhinterfragt übernehmen. Vielmehr gilt für mich weiterhin die intellektuelle Haltung, mit der ich in meinem Buch *Nur über ihre Leiche* die hartnäckige kulturelle Verschränkung von Weiblichkeit, Tod und Ästhetik zu erörtern versuchte. Der Selbstmord der Ophelia, der Mord an Desdemona, die Demütigung der Feenkönigin Titania und die ungemütliche Zähmung Katharinas – in jedem der Stücke eine dramaturgische Wende, die jeweils die Abtötung der Widerstandskraft dieser Heldinnen bedeutet – sollten uns nicht verleiten, gegen Shakespeare zu denken. Vielmehr fand ich es immer viel anregender, mit ihm zu entdecken, worin die vermeintliche kulturelle Notwendigkeit einer Beschneidung, Zurechtweisung und Verhinderung weiblicher Selbstbestimmung liegt.

Die Frage bleibt brisant: Was heißt es, auf diese Bilder, auf diese Geschichten zurückzukommen, um sie zu über-

denken, sie aus einem veränderten Blick nochmals und zugleich anders zu lesen? Welche Lücken, welche Bruchlinien, welche Verschiebungen lassen sich dabei festmachen, aus denen sich Umwandlungen entwickeln könnten? Sich mit feministischem Blick damit auseinanderzusetzen, wie in unserer Kultur weiterhin das Wesen und das Schicksal der Frau als Fallgeschichte abgehandelt wird – und eben dafür steht Judith Shakespeare –, heißt, das Bewusstsein dafür zu schärfen, wie sie auch heute ihrer Sichtbarkeit und ihrer Stimme beraubt wird. Es bedeutet aber auch, die vergangene Geschichte nochmals aufzurufen, um daraus Bilder entstehen zu lassen, in denen die Frau handelt, ja in denen sie die Deutungshoheit über die Art ihrer Behandlung selber in der Hand hat, weil sie sich als Teil einer imaginären Gemeinschaft versteht, die für und mit ihr zu arbeiten bereit ist.

Damit lenkt Woolf unseren Blick auf die ebenso entscheidende Frage des Vermächtnisses, welches sich aus der Geschichte weiblicher Verhinderung für uns ergibt. Befragen wir die Vergangenheit nicht nur darauf hin, was Frauen nicht gelingen konnte, sondern auch im Sinne einer spekulativen Erzählung auf all das, was ihnen hätte gelingen können, findet jene Nachreife statt, welche Walter Benjamin in der Arbeit des Übersetzens festmacht. Nachträglich wächst das, was aus der Vergangenheit zu uns zurückkommt. Es erfährt allerdings nur dann eine Reifung, wenn wir bereit sind, uns darauf einzulassen. Das weibliche Bestreben nach und Bestehen auf einer eigenen Stimme, die in der Öffentlichkeit Gehör findet, ist eine Forderung an der ständig weiter gearbeitet werden muss – indem wir an die Vergangenheit anknüpfen und diese für die Zukunft neu formulieren.

Politische Handlungen wollen gedanklich vorbereitet sein. Weil es bei der Frauenfrage deshalb immer auch um einen Neuentwurf, wie wir die Welt wahrnehmen und deuten, geht, gilt es auch, eine konzeptionelle Verbindungslinie zwischen den Generationen herzustellen. Die Begriffe »genus«, »gignere« und »generatio« verbinden die Frage des Geschlechts mit dem Akt des Hervorbringens und der Fähigkeit der Zeugung. Sich an Vorgängerinnen zu erinnern, um ihnen nachträglich, in der Jetztzeit, eine Wirkung zuzusprechen, ist dann nachhaltig, wenn es eine Verbindungskette produziert, welche in der Zukunft erhalten werden kann. Wir müssen nicht nur dafür arbeiten, dass die von Judith Shakespeare verkörperte Potenzialität sich jeweils jetzt verwirklichen kann. Wir müssen auch dafür sorgen, dass sowohl sie als auch unsere Arbeit für und mit ihr in die Zukunft hinein wirkt und dort wirksam bleibt.

Judith Shakespeare als Muse zu verstehen, deren Tod eine spekulative Geschichte inspiriert, die als Korrektiv des eigenen Schicksals verstanden wird, lenkt aber zugleich unsere Aufmerksamkeit auf die Frage des Abbruchs. Nachreife bezieht sich auf das Entwickeln während der Zeit der Lagerung, nachdem die Frucht von der Pflanze gepflückt wurde. Die nachträgliche Reife ist durch eine vorherige Unterbrechung von Leben bedingt. Verlagert man den Fokus von der Potenzialität, die es noch zu erreichen gilt, auf die Hemmung und Verhinderung, welche dieser zugrunde liegt, zeigt sich für die Frage der Erbschaft, um die es mir geht, noch ein weiterer Aspekt. Ingeborg Bachmann hat für jenen systemischen Sexismus, der sich in dem Wechselspiel zwischen Eigenwahrnehmung und Fremdbehandlung ergibt, den Begriff der alltäglichen Todesarten geprägt. Auch

ihre Romane lassen sich als Fallstudien verstehen für die fehlende Sichtbarkeit der Frau, für das Überhören ihrer Stimme. Wenn eine ihrer Figuren schließlich einfach in der Wand verschwindet und niemand bemerkt, dass sie nicht mehr da ist, dann deshalb, weil man sie schon vorher nicht beachtet hat.

Im Zuge der #MeToo-Bewegung sollte auch diese weitaus subtilere Auslöschung nicht übersehen werden. Zeigt sie sich oft nur in vermeintlich unscheinbaren Gesten statt in körperlichen Angriffen, ist sie weniger leicht fassbar und somit auch weniger leicht anklagbar. Das Verschwinden der Frau dient in diesem Fall als Denkfigur für jenen blinden Fleck in unserer kollektiven Wahrnehmung von Weiblichkeit, in dem Unwissen und willentliche Ignoranz eine Allianz eingehen. Es geht nicht nur darum, dass Frauen als eigenständige und widerständige Spielerinnen im öffentlichen Raum mal instrumentalisiert, mal ausgeblendet werden. Vielmehr gilt es auch, die Aufmerksamkeit darauf zu schärfen, dass wir weiterhin gewohnt sind, dieses virtuelle Verschwinden nicht wahrzunehmen, zusammen mit den vielen kleinen Kränkungen, in denen das Unsichtbarwerden sich äußert.

An dem von Rebecca Solnit geprägten Begriff des Mansplaining lässt sich die Logik dieses systemischen Wegsehens – auch von unserer Seite – festmachen. Weil es bei dieser Gesprächsform für die Frau keinen Platz für ihre Antwort, geschweige denn ihre Gegenrede gibt, wird ihr Sprechraum verkleinert oder gar aufgelöst. Zum schweigenden Zuhören verdammt, wird sie der Möglichkeit beraubt, ihre Meinung mitzuteilen, als hätte sie kein Wissen. Sie wird unter den Worten, mit denen ihr Gegenüber sie zu-

schüttet, begraben. Kulturell aber hat sich die Vorstellung, die Frau sei von dieser sie überwältigenden Aufmerksamkeit geschmeichelt und profitiere unermesslich davon, als natürliche Gegebenheit etabliert. So sehr haben wir uns an diese fehlende Parität gewöhnt, dass uns das Missverhältnis gar nicht auffällt. So sehr ist die Ausblendung der Frau auch weiterhin naturalisiert, dass auch wir es nicht immer merken.

Die Erbschaft anzutreten, welche Virginia Woolf mit ihrer spekulativen Erzählung an uns heranträgt, heißt nicht nur, darauf zu achten, ob die Frau einmal mehr nur reifiziert wahrgenommen wird oder ob ihr, als weibliches Subjekt verstanden, die Befähigung zum eigenständigen Handeln zugesprochen worden ist. Es heißt auch, darauf zu achten, wann die Forderung, wahrgenommen und gehört zu werden, ihr einmal mehr verwehrt wird – selbst wenn es sich um vermeintlich unbedeutende Ereignisse handelt. Immerhin, das Wort Ignoranz benennt eine Unwissenheit die tadelns-wert ist, weil sie etwas nicht zur Kenntnis nehmen will. Die Geschichte Judith Shakespeares als Erbschaft anzunehmen, heißt auch anzuerkennen, dass wir uns diese Nichtbeachtung des Übersehens nicht erlauben können. Jedes Nichthinsehen ist ein Akt der Auslöschung. Die Forderung nach einer nachhaltigen Generationenabfolge ist also nicht nur im spekulativen Sinne entscheidend, weil sie uns nachträglich etwas erkennen lässt, was erst jetzt möglich ist. Es gilt zudem, sich daran zu erinnern, was für Frauen schon einmal möglich war, jedoch nicht tradiert wurde, wodurch die Erbschaftslinie unterbrochen wurde. Eine auf Nachhaltigkeit bedachte Erinnerungsarbeit oszilliert immerfort zwischen dem, woran man anknüpfen kann, und der Er-

kenntnis dessen, was nur als Lücke, als Bruchstück oder als Auslassung übertragen wurde. Den Blick für das systemische Ausblenden zu schärfen, bleibt dabei die entscheidende Haltung, selbst und vor allem dann, wenn die bewusste Ausgrenzung von Frauen vermeintlich überwunden zu sein scheint.

Ingeborg Bachmann, *Todesarten*-Projekt.

Walter Benjamin, »Die Aufgabe des Übersetzers«.

Elisabeth Bronfen, *Nur Über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik*.

Virginia Woolf, *Ein Zimmer für sich allein*.

GRUß ^{aus} der KÜCHE

Rita Jost und
Heidi Kronenberg (Hg.)

Rotpunktverlag



GRUß ^{aus} der KÜCHE

TEXTE ZUM FRAUENSTIMMRECHT

Rotpunktverlag.

»Nachträglich wächst das, was aus der Vergangenheit zu uns zurückkommt. Es erfährt allerdings nur dann eine Reifung, wenn wir bereit sind, uns darauf einzulassen.«
Elisabeth Bronfen

31 schreibende Frauen zwischen 30 und 80 fragen sich: Was hat das vor 50 Jahren eingeführte Frauenstimm- und -wahlrecht gebracht? Was war vorher? Wo sind noch blinde Flecken in den Köpfen von uns, Frauen und Männern?

Eine gedankliche und gewitzte Tiefenbohrung von
Stefanie Grob, Elisabeth Joris,
Franziska Rogger, Sarah Probst,
Lotta Suter, Silvia Bingeli,
Barbara Marti, Regula Bühler Fecker,
Angelika Waldis, Susan Boos,
Ariane von Graffenried, Irena Brežná,
Nina Kunz, Christine Loriol,
Esther Pauchard, Anja Conzett,
Nicole Althaus, Fabienne Amlinger,
Laavanja Sinnadurai, Laura de Weck,
Anna Rosenwasser, Gisela Feuz,
Yael Inokai, Simona Isler, Anja Peter,
Monika Bütler, Ina Praetorius,
Elisabeth Bronfen, Fatima Moumouni,
Iren Meier und Patti Basler

978-3-85869-887-2

